

NDR 5, „Texte und Zeichen“ Thema
12. Juni 2002

Caprisonne und Nudelsalat Junge Historiker mustern in der Evangelischen Akademie Loccum das Erfolgsmodell BRD

Von Jochen Stöckmann

Was die Nazizeit angeht möchte ich noch ein Beispiel geben, wie zum Teil fruchtlos sich das vollzieht. Der Name ist noch gar nicht gefallen: Martin Walser. Als es damit begann, dass man ihm vorhielt zu nationalistisch zu denken und zu sprechen da hat er das nicht verstanden. Und als man ihm vorhielt, er würde Auschwitz nicht ernst genug nehmen, da hat er das erst recht nicht verstanden, weil er sich im Gegensatz zu seinen Kritikern noch sehr gut daran erinnern kann, wie er selber in den sechziger Jahren argumentiert hat. Er hat damals Debatten geführt, die die Jüngeren in den Achtzigern geführt haben. Walser hat das in sechziger Jahren gemacht, hat das wochen- und monatelang gemacht, hat Theaterstücke geschrieben, die sich mit Auschwitz beschäftigten und war dann für sich selber mit dieser Thematik zu einem Begriff gekommen. Er musste deshalb, was jede Generation aufs Neue macht, ein Verhältnis zu dieser Nazi-Geschichte zu finden, musste er für sich selber in den achtziger Jahren nicht mehr tun, denn er hatte es ja in seinem eigenen psychischen Haushalt irgendwie verstaut. Das denke ich ist ein Problem und ein Missverstehen, das in der Tat durch generationelle Unterschiede erfolgt ist. Und wir sitzen halt in dieser Treitmühle und müssen alle zehn Jahre über dieselben Dinge diskutieren.

Die Themen jener immerwährenden Historikerdebatte, von der die Feuilletonredakteurin Franziska Augstein spricht, mögen sich im Generationenzyklus wiederholen, aber gleichen sich auch Art und Ansatz dieser Redeschlachten? Und gibt es überhaupt jene doch wohl möglichst altersweisen Betrachter, die aus eigenem Erleben Differenzen zwischen diesen regelmäßig hochschlagenden Wellen von „Vergangenheitspolitik“ wahrnehmen?

Man sollte, schlägt Axel Schildt von der Hamburger Forschungsstelle für Zeitgeschichte vor, den wachsenden zeitlichen Abstand nutzen, um aus historischer Distanz zu analysieren, was im Titel der Loccumer Tagung provokativ Erfolgsmodell BRD genannt wurde.

Axel Schildt: „Aus dem Abstand von einigen Jahrzehnten ist ja doch zu konstatieren, dass es eine Stabilisierung der Demokratie in den fünfziger und sechziger Jahren gegeben hat, einen langen Frieden, einen ungekannten Wohlstand. Das sind harte Kriterien, und diese wiederum lassen sich nicht adäquat würdigen, wenn man sie nicht vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Prognosen und Szenarien sieht. Also: Kriegsangst, Hamsterkäufe noch Anfang der fünfziger Jahre; Anlass: Koreakrieg, Traumatisierungen durch den Zweiten Weltkrieg, die ja durchaus nachhaltig wirkten, die Wohnungsnot, die Flüchtlinge und Vertriebenen, Anfang der fünfziger Jahre sogar noch die Arbeitslosigkeit und der ganze Komplex der Integration nationalsozialistisch belasteter Funktionseliten. Dieses alles muss man sehen, um den Begriff von Erfolgsgeschichte überhaupt adäquat einordnen zu können.“

Was aber ist adäquat? Dass ein Historiker wie der Bremer Professor Paul Nolte mittlerweile zu jung ist, um als möglicherweise politisch involvierter Zeitgenosse einen persönlich schiefen Blick zurück auf die Fünfziger zu werfen, garantiert noch keinen Verzicht auf Subjektivität– glücklicherweise.

Paul Nolte: „Meine früheste politische Erinnerung reicht zurück in das Jahr 1972 und betrifft die Bundestagswahl. Ich bin 1963 geboren, muss ich dazu sagen die Bundestagswahl ist eine Initialzündung für meine, sagen wir einmal: Altersklasse; nicht Generation. Die Zeitungen mit dem Wahlergebnis haben sich tief in das Gedächtnis eingelagert, diese frühen politischen Ereignisse kann ich besser rekapitulieren als spätere. Das Wahlergebnis von 1972 kann ich noch jederzeit auswendig hersagen, das von 1994 nicht mehr: SPD 54,8; CDU 44,9; FDP 8,4 weiß man noch ganz genau und das Bild Willy Brandts. Dann kam der Einschnitt mit dem Erlebnis der Wende, das, was man damals ‚Wende‘ nannte, als es die von 1989 noch nicht gab, da war ich Abiturient und das erschien unglaublich. Das erschien als Verfassungsbruch, wie es vom Kanzler damals ja auch dargestellt worden ist. Das war ein einschneidendes Erlebnis, in dem sich in der politischen Sozialisationserfahrung für mich auflöste, was ich im Rückblick als die Selbstverständlichkeit der sozialliberalen Ära bezeichnen möchte, die geradezu eine Zeitlosigkeit gehabt hatte.“

Noltes autobiographische Impressionen stehen ebenso wie die daraus abgeleiteten Einsichten durchaus im Widerspruch zu den Erinnerungen seiner Altersgenossen. Wenn von „den Nachgeborenen“ die Rede ist, die in Loccum verfestigte Bilder von einer formativen Phase der frühen BRD ins Wanken zu bringen aufgerufen waren, so dementierte der kurze Rückblick des Heidelberger Kiesinger-Biographens Philipp Gassert jede These von einheitlich geprägten Generationskohorten.

Philipp Gassert: „Da ich nun zwei Jahre jünger bin als Paul Nolte, ist meine erste Erfahrung nicht die ‚Willy-Wahl‘ sondern die Ablösung von Willy 1974. Was ich hervorheben möchte an dieser Sozialisation in den siebziger und frühen achtziger Jahren ist ein entscheidendes Kriterium, das uns von der vorangegangenen Generation abgrenzt, dieser ‚lost generation‘ der Fünfziger, die von der Rebellion der Schüler und Studenten noch erfasst wird, aber die Früchte nicht mehr ernten kann, wie das die 68er tun, das was uns von denen unterscheidet: das wir nach diesem ‚Kulturbruch‘ sozialisiert werden. Also diese Ereignisse: Holocaust-Movie, Bitburg, Historiker-Streit als Meilensteine auf dem Weg zu einer linksliberalen Erinnerungspflicht.“

Zur „Erinnerungspflicht“ konnte nur rufen, wer Verdrängung witterte. Ralph Giordano hatte diese These vom bewussten Übergehen der NS-Vergangenheit Ende der Achtziger in der Formel von einer „zweiten Schuld“ der Deutschen gefasst. Dagegen stand die Ansicht des Philosophen Hermann Lübbe, der ein „kommunikatives Beschweigen der Vergangenheit“ für die junge Demokratie in ihrer Aufbauphase als wesentliche Grundlage sah die zu aller Unglück durch das Aufbegehren der 68er gegen ihre Väter in Frage gestellt war. Jene „Formale Demokratie“, wie sie damals von den Studenten analysiert und bekämpft wurde, hält Volker Depkat aus Greifswald wenn nicht für eine Worthülse, so doch für einen ausschließlich durch politische Interessen geprägten Kampfbegriff.

Volker Depkat: „Das lässt sich ja gerade in den fünfziger und sechziger Jahren beobachten, wie sich eine Gesellschaft aus der totalen Desorientierung heraus Demokratie hart erarbeitet und das eben als den unhintergehbaren Rahmen politischen Handelns zumindest akzeptiert und damit zusammenhängend auch, dass Zukunft als Demokratie gedacht wird. Vor diesem Hintergrund kann ich mit dem Begriff wenig anfangen, dass es in den fünfziger Jahren eine „Formale Demokratie“ gege-

ben hat, hinter der die autoritären Strukturen weiter bestanden haben. Was soll das sein, da kann ich mir nicht wirklich was drunter vorstellen.“

Vielleicht machte tatsächlich nicht Gelegenheit, nicht die mehr oder weniger sanfte Nötigung der Alliierten, sondern hehre Hoffnung auf eine rosige Zukunft nach 1945 aus folgtsamen NS-Parteigängern aufrechte Demokraten. Für Sybille Buske, eine Freiburger Historikerin, steht das außer Frage.

Sybille Buske: „Das Schlagwort, das der Adenauer-Ära übergestülpt wurde ‚Keine Experimente!‘ erscheint falsch. Denn der Versuch, eine parlamentarische Demokratie mit Parteien ein zweites Mal zu errichten, scheint ja in der Tat ein sehr großes Experiment gewesen zu sein, so dass wir absehen sollten von vordergründigen Verurteilungen und pauschalen Abkanzeln.“

Christoph Kleßmann, Professor am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung und nach eigenem Bekunden ein „Fossil“ unter den Referenten, beharrt allerdings darauf, dass das Staatsgewand der jungen Demokratie, die da in Zeiten des Kalten Kriegs heranwuchs, einige schwere Web- und Schönheitsfehler aufwies:

Christoph Kleßmann: „Man brauchte Spezialisten. Ob die belastet waren oder nicht, das war egal; im Kalten Krieg konnte man die gut gebrauchen. Da ist nun wirklich in einer für mich sehr erschreckenden Weise eine Kontinuität von Eliten zu konstatieren, die so sicherlich nicht notwendig gewesen wäre, die auch dadurch erklärbar ist, dass diese Eliten von der DDR besonders heftig angeschossen wurden, was dann zu genau dieser Blockade in der Bundesrepublik führte: Dass man nun ein gutes Gewissen hatte und sich sagte, wenn die da drüben drauf schießen – igitt! – dann brauchen wir uns damit nicht zu beschäftigen.“

Zwischen diesen verhärteten Fronten, zwischen Ost und West pendelte damals der Literaturwissenschaftler Hans Mayer. Aufgrund seiner Erfahrungen in Leipzig wie in Hannover verglich er beide Systeme und stellte fest: „Die Entpolitisierung war im östlichen deutschen Staat eine Folge der politischen Propaganda; im deutschen Weststaat erfolgte Entpolitisierung durch Reklame. In beiden Bereichen wurde Amnesie bewirkt.“

Wenn die Fünfziger auch keine bleierne Zeit waren, so lag doch der graue Nebelschleier des Vergessens über den Anfängen des Erfolgsmodells BRD. Das ruft Morten Reitmayer, der in Trier die „Elitendiskussion westdeutscher Unternehmer und Intellektueller zwischen Währungsreform und Studentenrevolte“ untersucht, seinen Kollegen ins Gedächtnis.

Morten Reitmayer: „Das ist so schön, so schön bunt die fünfziger Jahre, wie meine Vorredner sie dargestellt haben. Jetzt mal polemisch gesagt: Nur weil die Konservativen nicht gleich anfangen Freikorps aufzustellen, wenn etwas aus dem Ruder läuft ist das für mich noch nicht eine Musterdemokratie.“

Die leitenden Herren der aufblühenden Deutschland AG setzen nach der Niederlage einstweilen nicht auf Waffen, sondern auf wirtschaftliche Macht. Zumindest in dieser Hinsicht zeigte der Film „Krupp und Krause“ des DDR-Fernsehens im Januar 1969 kein Zerrbild. Fred Krause, der proletarische Held, steigt vom Arbeiter bei Krupp zum Generaldirektor des Magdeburger Ernst-Thälmann-Werkes auf und trifft seinen ehemaligen Chef:

„Tja, wer hätte das gedacht. Wer hätte vor dreißig Jahren gedacht, dass wir zwei beiden uns einmal so gegenüber sitzen würden. Ist eben voller Überraschungen unsere wechselvolle Zeit. Obwohl ich bekennen muss: So überrascht war ich damals nicht, als ich erfuhr, dass ein gewisser Krause sich in Magdeburg auf meinen Stuhl gesetzt hat. Wissen Sie was ich da zu einem unserer Herren – ich glaube es war Kirchhoff – wissen Sie, was ich da zu ihm sagte? Der Mann hält sich, der bleibt, der hat Stehvermögen. Übrigens, auch wir haben uns von Herrn Kirchhoff in gewisser Weise getrennt. Nun ja, nominell ist er noch im Aufsichtsrat, dadurch sieht man sich dann und wann, aber praktisch privatisiert er.“

- Bei Herrn von Thadden, ich hab's gelesen.

- Gott, wer ist schon Herr von Thadden?

- Gott, wer war schon Hitler?

- Darf ich etwas Ketzerisches sagen, Herr Krause? Ihr seid ja alle hier ganz patente Leute, also wirklich, doch! Aber ihr leidet unter einem Trauma, ihr seht mehr braune Flecken im Spektrum unserer bunten Bundesrepublik als vorhanden.“

Lassen wir die Spektralanalysen. Klaus Naumann, Militärexperte beim Hamburger Institut für Sozialforschung, rät zur Vorsicht beim Umgang mit einer scheinbar scharfen Optik, die als blaue oder rosa Brille schon den Kunstnarren des 18. Jahrhunderts dazu diente, karges Buschwerk in ein Arkadien, öde Steppen in blühende Landschaften zu verwandeln.

Klaus Naumann: „Ich denke immer noch, die fünfziger Jahre haben so eine Art Verblüffungsbonus: Man guckt genauer hin und merkt, dass alles ganz bunt war. Und jenseits dessen muss man aber in der Tat sagen, dass Pluralismus gering entwickelt war, dass die autoritären Strukturen stark waren, trotz der grundlegend geänderten Rahmenordnung. Das muss man so ähnlich für die Bundeswehr auch sagen: Es gibt eine im Zeitkontext erstaunliche Wehrreform, aber das ist ein Versprechen für die Zukunft – denn es wird erst einmal gelebt von dem alten Kader der Wehrmachtsgeneralität, der Wehrmachtsoffiziere. Dass die Prinzipien der Inneren Führung nicht sehr engagiert betrieben oder nur durch eine sehr enge Brille betrachtet haben, das steht eigentlich außer Frage.“

Nicht nur die Heeresdienstvorschrift, auch viele Paragraphen und am Ende sogar die Verfassung standen auf geduldigem Papier. Statt all das für bare Münze zu nehmen, sollte sich vielleicht der eine oder andere Junghistoriker von jenen, die dabei gewesen sind, an einen Politikertypus aus Fleisch und Blut erinnern lassen, wie ihn Hermann Höcherl verkörperte: Der mochte ja bekanntlich als Parlamentarier nicht immer mit dem Grundgesetz unterm Arm daherkommen. Ein weiteres notorisch gewordenes Beispiel hält Reitmayer parat.

Morten Reitmayer: Der Umgang mit der Spiegel-Affäre auf der Seite der Regierung scheint mir doch eine sehr autoritäre Vorstellung davon zu zeigen, wie parlamentarische Demokratie ausgefüllt werden soll. Was der demokratische Gehalt dessen ist, wie man zum Beispiel mit Formen außerparlamentarischer Opposition, die es ja vor der APO gibt, wie man damit umgeht, ob man das überhaupt für legitim erachtet, für wie legitim Kritik an Formen staatlichen Handelns in einer weiteren Öffentlichkeit erachtet wird, ob das unseren heutigen Ansprüchen genügen wird; da bin ich ehrlich gesagt skeptisch.“

Skepsis macht sich unter jüngeren Historikern aber auch breit, wenn es um die Verdienste der APO, der aufmüppigen Vorläufergeneration von 68 geht. Es spricht eigentlich keiner mehr von diesem Schnitt 68. Gerade diese Idee, dass nun gerade 68 die große Liberalisierungsphase eingeläutet hat,

ist auch Teil der Selbstbeschreibung der 68er. Also die generationelle Identität der 68er als diejenigen, die hier nun einmal aufgeräumt haben, die dann auch ihre eigenen Geschichtsbilder produziert haben, die wir hier jetzt auch als identitätsverbürgende Legenden entlarven.

Aber was sind die selbst gestrickten 68er-Legenden, die Revoluzzer-Mythen gegen heute grassierenden Moden, etwa jene massenmedial generierte „Generation Golf“, die der Feuilletonredakteur Florian Illies ausgerufen hat? Die manchmal durchschlagende Wirkung dieser Konstrukte analysiert – mit Ironie und abgeklärter Lebenserfahrung eines 68ers – der Siegener Professor Jürgen Reulecke.

Jürgen Reulecke: „Es ist absolut lächerlich anzunehmen, dass alle Gleichaltrigen von Schleswig-Holstein bis Zwiesel – männlich, weiblich – demselben Generationenmuster unterlägen. Das ist völliger Quatsch. Es gibt aber in dieser Altersgruppe eine ganze Reihe von Menschen, die mit diesen Appellen, etwa von Illies, etwas anfangen können für sich. Die sagen, ach sieh an, das bin ich, ich hab auch gerne Nutella gegessen also gehöre ich dazu. Das ist für sie ein sinnstiftendes Konstrukt, das ihnen jemand von außen anbietet. Und damit kann er sich in der Zeit verorten und sich mit Gleichaltrigen über dieses Facettchen verständigen, genauso wie über Fußball oder über bestimmte Schläger oder bestimmte Tanzformen oder Modeerscheinungen. Ob das je politisch wird, ist eine ganz andere Frage. Das bleibt hier in diesem Falle im rein Spielerischen, etwas Oberflächlichen. Aber es kann eines Tages, unter Umständen, wenn politische Verhältnisse sind, in denen dieses Bewusstsein dazuzugehören abgerufen wird, unter bestimmten Prämissen hochbrisant werden.“

Einstweilen aber spürt Reuleckes Kollege Nolte keine Brisanz, sondern sieht nur Banalität, die trivialen Folgen eines um sich greifenden Bedürfnisses nach „Historisierung“.

Paul Nolte: „Dieses Historisierungsbedürfnis in der Alltagskultur, was sich jetzt artikuliert – Nutella und so weiter – dazu habe ich auch mal in mein Regal gegriffen und fand einen Band ‚Das war die BRD – fast vergessene Geschichten‘. Also der Nudelsalat und die Caprisonne, das ist diese Achtziger-Jahre-Welle, die jetzt wiederkommt. Da gibt es sehr viel Trash, aber es gibt auch ein Bedürfnis der jüngeren Generation, diese Dinge zu historisieren. Dann lieber Problemgeschichte als diesen Nudelsalat. Das war offenbar eine einschneidende Erfahrung vieler Kinder, das essen zu müssen. – Nein! Keine Ahnung! Nudelsalat ist das, was mitgebracht wurde, wenn man eingeladen war, wenn’s eine gemeinsame Party gab.“

Auch wenn sich an dieser Stelle zwischen Professor Nolte und seiner Altersgenossin Franziska Augstein in Sachen Nudelsalat Differenzen über nicht unwichtige Details auftun – theoretisch bleiben die Fronten klar gezogen und Absetzbewegungen werden erkennbar.

Franziska Augstein: Es ist ja hier auch auf dieser Tagung von den Vertretern der etwas älteren Generation, den jetzt Sechzigjährigen, ich will nicht sagen herablassend, aber doch mit einem gewissen Unverständnis ironisiert worden diese Tendenz, diese immer schnellere Abfolge von Generationen an Medien- oder Konsumphänomenen festzumachen während ältere Generationen noch klar in politischen Ereigniszäsuren verankert waren und das der eigentliche gültige Maßstab einer Generation sei: man muss den Ersten Weltkrieg als Jugendlicher erlebt haben oder die Kinderlandverschickung. Ich glaube, man muss da vorsichtiger sein und auch die Verschiebung der Arten in denen sich Generationsbildung vollzieht am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in der Tat ernst nehmen. Medialisierung ist da ein ganz wichtiges Stichwort – die aber auch über die Politik hinausführt. Es geht nicht nur darum, dass politische Zäsuren anders wahrgenommen werden,

nämlich medial vermittelt. Man spricht ja jetzt davon, dass die erste Generation der Jugendlichen, jungen Erwachsenen, die mit dem Privatfernsehen groß geworden ist, eine Generation ist, die gerade in ihrer apolitischen Haltung wiederum eine politische Generation bildet. Das ist dann etwas, das über das alte Konzept einer politischen Generation hinausführt – das sollte man schon ernst nehmen.“

Diese neuen Ansätze sollten auch die Grenzen der Wissenschaftssparten sprengen, meint Jürgen Reulecke. Er propagiert eine Zusammenarbeit mit Psychoanalytikern. In deren Händen könnte so manche munter gegen vorgebliche Mythisierungen vorgebrachte Attacke auf die 68er gegen die Urheber dieses Generationenstreits verwendet werden – natürlich nur in lauterer, aufklärerischer Absicht.

Jürgen Reulecke: „Ich glaube, dass wir Historiker alleine diese Problematik gar nicht in den Griff kriegen, wenn wir nicht Psychohistorie dazunehmen. Ich habe jetzt engen Kontakt mit Psychoanalytikern, die ihrerseits jetzt wiederum die Geschichte entdecken, die Geschichte wie wir Historiker sie betreiben. Und das sind hoch faszinierende Gespräche, die sich dann abspielen, weil die den psychoanalytischen Blick mit einbringen, die Prägungsproblematik, die Erfahrungsproblematik als Kleinkinder oder in der Adoleszenz und die Wirkung, die das für das individuelle Leben gehabt hat, und wir bringen den Blick eher auf die Kollektivierung dieses Phänomens mit. Insofern sind wir da in einem offenen, spannenden interdisziplinären Gespräch.“